

*Loewenstein, Bedřich W.: Wir und die anderen. Historische und kultursoziologische Betrachtungen.*

Thelem, Dresden 2003, 436 S. (Mitteleuropa-Studien 2).

„Wir und die anderen“ – so lautet der Titel des Sammelbandes von 25 ideengeschichtlichen, kulturalanthropologischen und biographischen Studien, mit dem der tschechisch-deutsche Historiker und Sozialtheoretiker Bedřich Loewenstein eines der Schlüsselthemen seines Werks umrissen hat. Wer sind „wir“ und wer sind „die anderen?“ (S.7) fragt der Autor im Vorwort, um mit seiner Antwort die Aussage vorwegzunehmen, die die einzelnen Beiträge wie ein roter Faden durchzieht: „Wir“ sind die Anständigen, die Angegriffenen, die im Recht. „Die anderen“ sind eine zu vernachlässigende Größe, stellen unzumutbare Ansprüche, handeln aus finsternen Motiven. „Wir“ vertreten die gute Sache, die authentischen Werte, „die anderen“ schiere Herrschsucht und Mißgunst“ (ebenda).

Die „Wir-sie“-Optik taucht in den historischen Betrachtungen des Verfassers immer wieder auf, ob es nun um die neuere böhmische/tschechische Geschichte, um das Ausklingen der Habsburgermonarchie oder um die deutsch-nationale Vorgeschichte sowie das verhängnisvolle Aufkommen des Nationalsozialismus geht. Das nächstliegende Phänomen dieser Dichotomie ist die Abneigung gegen alles Fremde, Andersartige, Abweichende. Thematisiert wird die Xenophobie in ihren verschiedensten Erscheinungsformen – unter anderem dem Antisemitismus, dem (ethnischen) Nationalismus, der konfessionellen Ausschließlichkeit und der Ausgrenzung von Randgruppen.

Loewenstein begnügt sich nicht mit einem nachdrücklichen Plädoyer gegen die Fremdenfeindlichkeit der verschiedensten Couleur. Im Zentrum seines Interesses steht die Frage, wo die Wurzeln der Aversion breiter Bevölkerungsschichten gegen das „Fremde“, das in „unser“ Haus Eindringende, das sich von „unserer“ Sprache, von „unseren“ Gewohnheiten, von „unserer“ Mentalität Unterscheidende liegen. Seine Erklärungsansätze stützen sich auf eine interdisziplinäre Herangehensweise. Die Begründung der „Wir-sie-Dichotomie“ liefern anthropologische, sozialpsychologische und psychoanalytische Zusammenhänge (in weit geringerem Maß auch sozialökonomische Gegebenheiten), die nahe legen, warum gerade totalitäre Regime die Bevölkerung geradezu massenweise für Rassenwahn, ethnische Säuberungen und ähnliche menschenfeindliche Aktivitäten gewinnen konnten.

Ohne Loewensteins schlüssige Argumentationsketten an dieser Stelle auch nur annähernd nachvollziehen zu können, seien seine Thesen doch stichwortartig ange-

deutet: Loewenstein streicht das Zusammenspiel von Andersartigkeit, Angst und Unsicherheit hervor, das Aversionen gegenüber „den anderen“ schürt. Er betont die Instrumentalisierung überlieferter Mythen und Vorurteile im Machtkampf der Herrschenden; zeichnet nach, wie Symbole (Fahnen, Abzeichen, Aufmärsche etc.) als Stützen der sich verfestigenden Massenpsychose des „Wir“ dienen. Nicht zuletzt argumentiert er mit der Figur des „Sündenbocks“, durch die in Krisensituationen Aggressionen und Ängste kanalisiert werden – nicht zufällig kam in der Geschichte den Juden diese Rolle zu.

Loewenstein nähert sich seinen Themen jedoch nicht allein mit interdisziplinären Methoden – er diskutiert auch das Verständnis von Geschichte und Geschichtswissenschaft. So dürfe die Rolle des vielschichtigen „Subjektiven in der Geschichte“ (S. 75) nicht übersehen werden, denn das gesellschaftliche Sein sei immer schon ein vom Bewusstsein mitgeprägtes, ein von Wertvorstellungen besetztes Konstrukt (S. 80). Dies bedeute keineswegs, dass in der Historiographie „objektive“, etwa technologisch-ökonomische Aspekte der Modernisierung, unbeachtet bleiben sollen. Loewenstein lehnt jedoch nicht nur den historisch-materialistisch oder industrialisierungstheoretisch begründeten Determinismus ab, er setzt sich vor allem mit einer bloßen positivistischen Faktenbeschreibung auseinander, die das vergangene Geschehen als wie auch immer determiniert zu erklären trachtet. Folgerichtig fordert er uns auf, „die Geschichte nicht als factum brutum oder ‚providentielle Einbahnstraße‘ zu akzeptieren, sondern nach Weichenstellungen zu suchen, bei denen sich Besseres anbot“ (S. 184). Dieses Zitat sollte mit zwei anderen Passagen mitgelesen werden, in denen es heißt:

Geschichte als Verwalterin ständig wachsender Speicherräume und Datendepots, ohne lebendigen Dialog mit Gegenwartsproblemen, produziert nicht bloß Ratlosigkeit, sondern auch den Verdacht, dass, was ihr den Geist der Zeiten heißt/Das ist im Grund des Herren eigener Geist. (S. 86)

Und weiter:

Statt positivistisch zu dekretieren, daß alles Geschehene notwendig war, finde ich es produktiver, die verpaßten Chancen zumindest nachträglich als solche zu erkennen. (S. 182)

So ist auch die Äußerung des Autors zur „tschechisch-deutschen Konfliktgemeinschaft“ von gestern als Chance für eine Versöhnungsstrategie heute zu deuten, wenn er rückblickend auf das wechselseitige Hochschaukeln der vergangenen tragischen Konflikte hinweist (S. 52).

Einen integralen Bestandteil von Loewensteins Geschichtskonzeption bildet sein liberales Weltbild. Nicht das Kollektiv, sondern das Individuum habe in der Gesellschaft eigenständig und unabhängig zu entscheiden. Das müsse für alle Bereiche gelten: für die Marktgesellschaft, in der Wirtschaft, für die politischen Entscheidungen der Bürger auf allen Ebenen. Diese Forderung führt ihn unter anderem zur Kritik des vorherrschenden tschechischen Verständnisses der „nationalen Frage“ sowie zu seiner Auseinandersetzung mit Masaryk.

Dazu eine Vorbemerkung: Loewenstein war es nach 1948 wohl ähnlich gegangen wie der großen Mehrheit seiner tschechischen Landsleute – vor allem aber den tschechischen Intellektuellen. Vor der Folie von Nationalsozialismus und Stalinismus

erschienen die Zwischenkriegszeit und der erste Präsident der Tschechoslowakei in so hellem Licht, dass eine kritische Reflexion über dessen umfangreiche Schriften außerhalb des Denkbaren lag. Er schreibt dazu: „Ich war wohl nicht so sehr am authentischen Masaryk interessiert, [...] wie an Masaryks Philosophie als einer gültigen Orientierung“ (S. 241). Erst in den neunziger Jahren legte Loewenstein die Resultate seiner Analyse der wichtigsten Studien des Politikers und Sozialwissenschaftlers Masaryk vor.

Für Loewenstein ist Masaryk nach wie vor der „militante Humanist“, der als junger Wissenschaftler im „Handschriftenstreit“ ebenso entschieden gegen die von tschechischen Nationalisten angestachelte Öffentlichkeit auftrat wie im „Fall Hilsner“ gegen die antisemitisch motivierte Beschuldigung eines Juden wegen eines angeblichen Ritualmordes (S. 401). „Humanität“, Menschenrechte, menschliche Würde und Integrität, das sah Masaryk richtig, sind ein weltlicher Ausdruck der Werte einer jüdisch-christlichen Tradition, und aus ihr schöpfen sie einen Großteil ihrer Überzeugungskraft“ (S. 255). Die dem Gelehrten und Politiker gezollte hohe Anerkennung kann jedoch Loewenstein nicht am Widerspruch gegen eine Reihe von Aussagen Masaryks hindern. Denn schließlich – so Loewenstein – solle man der Versuchung widerstehen, „auf den Piedestal des eben gestürzten Götzen ein Denkmal des Gründers des Staates zu stellen“ (S. 299).

Einige Kritikpunkte an Masaryks Standpunkt seien erwähnt. Zwar folgt der Autor zunächst Masaryk, wenn dieser nach nationaler Gleichberechtigung ruft. Gleichzeitig kritisiert er jedoch den Umstand, dass Masaryk

[...] keinen Anstoß nimmt an Palackýs Auffassung der [tschechischen] Nation als „moralischem und Rechtssubjekt“. Moralisch sind wir immer nur als *einzelne* verantwortlich; die kollektive Selbstbestimmung unterliegt pragmatischen Kriterien, und absolut genommen, gerät sie mit dem Recht des einzelnen in Widerspruch. (S. 246)

Folgerichtig lehnt Loewenstein die romantisch überhöhte Rolle der tschechischen Nation in der Geschichte ebenso ab wie Masaryks rein ethnisches Nationskonzept. In die gleiche Richtung zielt schließlich der Einwand gegen die Zuweisung bestimmter ideologisch-politischer Prinzipien an bestimmte Völker – als Beispiel führt Loewenstein hier die Masaryksche Gegenüberstellung von Selbstverwaltung und Demokratie als westliche Prinzipien und pangermanischem Expansionsdrang der Mittelmächte im Weltkrieg an (S. 264).

Der mit den zahlreichen historischen Einzelthemen sowie den gleichermaßen lesenswerten biographischen Studien (zu Golo Mann und Bernard Bolzano) eng verknüpfte wissenschaftstheoretische Diskurs, der durch umfangreiches Quellenmaterial gestützt wird, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Loewenstein weist sich in dem Sammelband als ein außerordentlich belesener, stets eigenständiger, nie eine Polemik scheuender Historiker und Sozialwissenschaftler aus. Seine Originalität äußert sich nicht zuletzt in einem erfrischenden Schlussbeitrag, in dem er in Form von Witzen menschliche Eigenheiten und gesellschaftliche Absurditäten mit der vielfältigen Thematik seines Werks zu verbinden weiß.

Es ist den Herausgebern zu danken, dass dem Leser abschließend eine von Bernd Ulrich verfasste biographische Skizze sowie ein von Vilém Prečan geschriebener Essay über die „grenzüberschreitende Vermittlerrolle“ des Bedřich Loewenstein, in

dessen Werk wir die Spuren des tschechisch-deutsch-jüdischen Milieus Prags wiederfinden, präsentiert wird.

Bad Homburg

Jiří Kosta